

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 21 (1927)
Heft: 6

Artikel: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes (Schluss). 8., Die Bruderschaft ; 9., Der Konflikt ; 10., Tragen und Getragensein ; 11., Freiheit und Gebundenheit in der Mitarbeit ; 12., Unser Licht leuchten lassen! ; 13., Tun und Gnade im Reiche Got...

Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auszurufen hat. Das ursprüngliche Pfingsten mit der „Fülle des heiligen Geistes“ ist darin fast nicht wieder zu erkennen. Ich kann daran nichts ändern; durch Worte am allerwenigsten. Aber nun möchte ich doch noch einer ganz persönlichen Hoffnung Raum geben. Es ist eine leise, zage Pfingsthoffnung, die uns auch an einem armen Pfingsten still und froh machen kann vor Gott: Die Abkehr vom Zeitgeist ist heute auch da. Und sie wächst, wächst in dem Masse, wie die Begeisterung für den Zeitgeist zunimmt. Und es ist bereits eine Wirkung des heiligen Geistes, dass diese Abkehr da ist. Gerade solch halbwahnsinnige Erscheinungen wie die Ozeanflüge und der Heiligenkultus, der damit getrieben wird, gerade solche Erscheinungen öffnen manchem von uns Aug und Ohr, so dass er anfängt zu denken. Und das ist doch schon etwas, ein deutlicher Hinweis aufs wahre Pfingsten.

Vorläufig heisst es für uns: Die Hoffnung nicht verlieren — das Gottvertrauen nicht verwerfen — das Beten nicht vergessen und die Sehnsucht nicht erlahmen lassen. Die Sehnsucht nicht erlahmen lassen, das ist so wichtig. Ich weiss, sie ist auch da, die Sehnsucht nach dem heiligen Geist. Und dass sie da ist, ist wiederum bereits ein Wirken des heiligen Geistes selber. Und sie wächst. Sie wächst in dem Masse, als die Begeisterung für den Erdgeist zunimmt.

So scheiden sich immer deutlicher zwei Lager auseinander in unserer Reife- und Scheidungs-Zeit. Das eine Lager weist uns hin aufs Flugfeld von Le Bourget, wo ein unglückseliges Volk sehnsüchtig Ausschau hält nach dem schwarzen „Geist von St. Louis“. Das andere Lager ist (seinem Wesen entsprechend) unsichtbar. Es besteht aus Männern und Frauen verstreut über die Erde, die sich einig wissen im gleichen Glauben, gleichen Hoffen, gleichen Lieben, die in aller Stille aber unaufhaltsam den Weg bereiten und Ausschau halten nach dem anderen Geist, nach Gottes Geist, der unsere Erde erfüllen und erlösen wird.

Uns alle aber stellt Pfingsten vor eine Entscheidung, die immer deutlicher eine Entscheidung auf Leben und Tod wird: Entweder wir stellen uns ins Lager derer, die den heiligen Geist erwarten, oder wir halten Ausschau nach dem „Geist von St. Louis“.

Walter Lüthi.

Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.

(Schluss.)

8. Die Bruderschaft.

Das Wort von der Liebe stösst uns schmerzlich auf ein drittes, besonderes Problem gerade unseres persönlichen Lebens, eben die

L i e b e. Die Liebe in dem Sinne, wie sie hier allein in Betracht kommt, ist schliesslich die fundamentale Umkehrung des natürlichen Wesens, welche das Reich Gottes meint und dessen edelste Frucht. „Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“¹⁾ Auch haben wir gesehen, wie unser Sozialismus auf B r u d e r s c h a f t hinweist. Ueben wir diese? Wie sollten und könnten wir sie üben? Wie steht es hierin mit unserem Leben?

Gerade über dieses oberste Thema wäre unendlich viel zu sagen. Ich beschränke mich wieder auf das, was gerade für uns in Betracht kommt. Für uns ist wohl wesentlich wieder nicht, dass wir Modelle der Liebe seien, was wir weder sein können noch sollen, sondern dass unsere ganze Einstellung die auf den Bruder ist. Wieder heisst es: wir gehören selber auch nicht uns selbst, sondern Gott und den Brüdern. Das sollte man an uns spüren. Wir sollten auf unsere Weise eine „Brüdergemeinde“ sein. Das bedeutet, wie mir scheint, vor allem: wir dürfen uns nicht abschliessen, weder in einem Stand, noch in einem Beruf, noch sonst in einem Lebenskreis. Wir sind dazu da, den Menschen zu helfen, zu dienen; wir sind jedermann zugänglich. Das muss sozusagen unsere geistige Uniform sein. So wie die Welt heute ist, bedeutet dies aber, dass für uns ganz besonders das Wort gilt: „Haltet euch herunter zu den Niedrigen.“²⁾ Wir gehören vor allem zu den Brüdern und Schwestern in der Tiefe. Wir gehören zu den armen Kindern, der gefährdeten Jugend, den in sittliche Not geratenen Frauen, den Lastergebundenen, den Verbrechern. Dass es uns dorthin zieht, dass viele von uns dort zu sehen sind, das ist doch wohl das eigentliche Zeichen, ob die rettende Liebe die grosse uns bewegende Kraft ist. Wie ganz anders wird man uns vieles von unserer Botschaft abnehmen, wenn wir immer zahlreicher dort zu sehen sind; wie ganz anders wird man uns dann als K ä m p f e r verstehen!

Ich rede davon aber nur in Kürze, einmal; weil ich nachher noch einmal darauf kommen muss, sodann, weil hier wieder mehr eine Aufgabe, als ein prinzipielles Problem vorliegt. Ich wollte es bloss aussprechen, das Wort von der Bruderschaft als unserer grossen und heiligen Sache.

9. Der Konflikt.

Aber gerade das Wort von der Liebe führt uns noch zu einem vierten und letzten Spezialproblem für die Träger unserer Sache, einem Problem, das für uns typisch ist und das freilich zum Teil sich mit den schon berührten deckt. Unsere Stellung schliesst den

¹⁾ Joh. 13, 35.

²⁾ Röm. 12, 16.

Konflikt mit den bestehenden Verhältnissen in sich. Diese nimmt bestimmte, sozusagen akute Formen an. Er greift auch in das Leben Anderer ein, gerade in den Fällen, die wir vor allem ins Auge gefasst haben: da wo es sich um den Besitz oder um den Kampf gegen Unrecht und Gewalt im politischen und sozialen Leben oder um den Weg der Bruderschaft handelt. Wir wissen alle, wie zum Beispiel die Dienstverweigerung Spannung, Aufregung und Kampf in Familie, Verwandtschaft und Freundschaft tragen kann. Hier ist das Problem dies, wie wir in dieser Lage auch durch unser persönliches Verhalten dem Reiche Gottes dienen können. Besonders macht eine Frage vielen von uns zu schaffen: Sollen wir, dürfen wir in Verhältnissen bleiben, die dem widersprechen, was wir glauben und hoffen, oder sollen wir glaubend und leidend aushalten, so lange wir können, in der Erwartung, vielleicht gerade dadurch Gottes Sache am besten zu dienen? Hat man nicht oft einfach die Berufung, in bestimmten Lebenskreisen, in welche man ja nicht durch Zufall hineingestellt ist, auszuharren und damit diesen Kreisen selbst im Namen Gottes einen Dienst zu tun — in aller Demut, da diese Kreise ja in mancher Beziehung vieles vor uns voraus haben? Aber, kann man in solchen Verhältnissen ausharren, wo man täglich, stündlich sein Bestes verleugnen muss? Kann ein Fabrikant im kapitalistischen System ein Christ sein? Darf ein Arbeiter, der ein Jünger Christi sein möchte, Munition herstellen? Darf ein Gläubiger unter Gottlosen wirken? Darf einer, der gegen die Gewalt kämpft, bei einzelnen Aktionen oder Bewegungen sein, die irgendwie dem Gewaltgeist huldigen? Sollen wir gehen, oder sollen wir einen „Kompromiss“ schliessen?

Das sind uralte Probleme des Reiches Gottes. Es sind gewiss nicht bloss die unsrigen, aber sie treten unter uns so häufig auf, sie erwachsen so selbstverständlich aus dem heraus, was wir als unsern Wegen erkannt zu haben glauben, dass wir darüber ein kurzes Wort sagen müssen, nur ein kurzes Wort, wo freilich Anlass zu vielen Erörterungen wäre.

Einige Grundwahrheiten scheinen mir auch in dieser Beziehung festzustehen. Einmal: Der Dienst des Reiches ist wichtiger als alle anderen Beziehungen und geht ihnen vor. Hier kommen die grossen Worte zu uns: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. — Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert...“¹⁾ Aber ebenso fest steht, dass man diese Verhältnisse nicht von sich aus lösen soll, wenn es nicht sein muss. Ganz sicher gibt es in der Nachfolge Christi auch ein solches stellvertretendes Leiden, das in seiner Art

¹⁾ Matth. 10, 34 ff.

etwas von der Sünde der Welt auf sich nimmt und nicht in Hochmut oder Eigenwillen bloss seine Seele retten will. Gewiss ist das oft schwerer, als eine gewaltsame Trennung, so heftige Schmerzen diese auch kosten möchte.

Rate ich damit zum Kompromiss? Ich glaube nicht, dass dies das rechte Wort ist. Wir geben damit nicht unsere Sache mehr oder weniger preis, sondern kämpfen für sie, aber so, dass wir eben nicht immer sieghaft sein können, dass wir still halten, warten, aushalten müssen in der Welt, wenn auch nicht von der Welt. Ich meine, dass dies für uns der normale Weg sei, der Weg, den wir gehen müssen, solange wir können, der Weg der Liebe, die alles trägt.

Aber so wahr dies ist, so wahr ist auch das Dritte: dass wir, wenn es sein muss, auch den Bruch nicht scheuen dürfen. Sein muss es aber dann, wenn wir sonst Gott und uns selbst untreu würden, unsere Seele verlören. Wann dieser Fall eintritt, kann kein Mensch uns sagen; wir können bloss sagen: es muss sein — wenn es sein muss, das heisst: wenn man vor Gott nicht mehr anders kann. Ebenso klar ist die Forderung, dass wir einen solchen Bruch, wenn es sein muss, nicht in Härte, in Hochmut und Ehrfurchtlosigkeit vollziehen sollen, sondern mit blutendem Herzen, mit aller Pietät, Zartheit, Rücksicht und echter Selbstverleugnung, die wir aufbringen können. — Dann freilich gilt noch die letzte und höchste Wahrheit dieser Sache: Dieser Konflikt selbst gehört notwendig zum Dienste des Reiches Gottes. Es ist etwas Grosses, dass dieses schliesslich allen menschlichen Verhältnissen und Bindungen überlegen ist. Es ist höchste Freiheit, die Grundlage aller Freiheit. Wenn wir diesen Weg gehen müssen, dann gehen wir ihn unter tiefen Schmerzen doch mit Stolz, ja mit innerster Freudigkeit; gehen wir ihn wieder mit der Verheissung: „Sorget nicht, Gott sorgt!“ im Herzen; gehen wir ihn nicht nur in der hohen Freiheit der Kinder Gottes, sondern auch in der Zuversicht, dass wir damit denen, von welchen wir uns trennen müssen, den grössten Dienst tun. Denn das ist das Salz der Erde, dass in solchem Bruch die höhere Bestimmung der niedrigen ihre Ueberlegenheit zeigt. Nichts kann einer Gemeinschaft, sei es ein Volk, sei es eine Kirche, sei es eine Familie, heilsamer sein, als ein solcher recht ausgetragener Konflikt um des Reiches Gottes willen. Das ist wie Luft von den Bergen Gottes in die enge, schwüle, stickige Welt herab. Auch hier ist im Kreuze Heil.

Ja, im Kreuze! Nochmals müssen wir es uns eindringlich sagen: es steht über dem ganzen Wege, ebenso wie die Armut, die „Gewaltlosigkeit“, die Sorglosigkeit, die Liebe. Ob wir dulden,

ob wir kämpfen, ob wir ausharren, ob wir durchbrechen, wir können nirgends siegen ohne das Kreuz, so wie wir es verstehen; es geht nie ohne Schmerz und Opfer. Nur dass diese des Lebens grösste Ehre, Freiheit und Freude sind.

Das Kreuz ist das Zeichen, nicht der Kompromiss!

Und auch dies möchte ich wieder sagen: Es gibt überall auf diesen Wegen neben der allgemeinen Nachfolge, die jedem obliegt, der an das Reich glaubt, eine besondere, eine des Berufenen und Erwählten, der das tun darf, muss, kann, was in einem besonderen Sinne ausserordentlich ist. Freilich tritt damit nur desto dringlicher die Frage auf, wer denn berufen und erwählt ist. Es besteht eine Gefahr, dass sich berufen und erwählt glaubt, wer es nicht ist. Ich antworte: Es gibt ein ganz sicheres Kennzeichen dafür, ob die Berufung und Erwählung echt ist oder nicht, nämlich das Kreuz, die Selbstverleugnung. Der Weg eines echt Berufenen und Erwählten muss bei aller Freudigkeit schwer sein, muss Selbsterniedrigung bedeuten, ja nicht etwa Selbsterhöhung, muss Gehorsam sein, ja nicht Hochmut, er muss gegen Fleisch und Blut gehen, darf nicht selbstgewählt, selbstgemacht, aus den Träumen des Herzens gebaut, sondern muss eine klare, schwere Notwendigkeit sein.

10. Tragen und Getragensein.

Liebe Freunde! Ich habe versucht, die Aufgaben und Probleme unseres persönlichen Lebens herauszuarbeiten, die sich aus der doppelten, im Grunde aber doch einen Tatsache ergeben, dass wir dieser bestimmten Bewegung zugehören, die man religiösen Sozialismus nennt und dass wir in dieser und überhaupt dem Reiche Gottes dienen möchten. Dabei habe ich vieles nicht gesagt, was wohl auch hierher gehörte, wichtig ist und mir persönlich sehr am Herzen liegt, was aber kein Problem einschliesst, mit dem wir hier gemeinsam ringen müssten. Es ist ja gewiss ohne weiteres klar, dass die ganze Lebensführung eines Menschen, der Gott dienen, der eine bestimmte Sache, ja die Sache Gottes selbst, vertreten will, wichtig ist. Denn je nachdem wird diese Sache dadurch gefördert oder geschädigt. Es liegt eine grosse Verantwortlichkeit auf solchen, die einen neuen Weg gehen und zeigen wollen, einen neuen Weg Gottes unter den Menschen. Gross ist das Aufmerken der Menschen, wo so etwas angekündigt wird. Es zeigt sich dann eine seltsame Mischung von Glauben und Unglauben. Die Menschen können nicht recht glauben, dass so etwas im Ernst möglich sei. Und doch möchten sie nichts lieber glauben als dies; es ist doch das, was sie im tiefsten beunruhigt; es ist doch die Wahrheit, von der sie sich im Grunde beugen. Darum ist es dann eine Mischung von Freude und Leid, wenn die Enttäuschung eintritt.

Der persönliche Wandel derer, die irgendwie Gottes Sache vertreten wollen, hat also eine entscheidende Bedeutung. Das ist durchaus die Meinung des Neuen Testaments. Die apostolischen Briefe sind voll von Mahnungen an die Jünger und Gemeinden, zu bedenken, was sie für eine Sache zu vertreten haben. Aus dem Munde Jesu selbst heisst es: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ und „Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Es kann eine Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen sein. Darum lasset euer Licht vor dem Menschen leuchten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ So spricht Christus auch von sich selbst: „Ich heilige mich auch für sie [die Jünger], auf dass auch sie in der Wahrheit geheiligt seien.“⁽¹⁾ Die Erfahrung bestätigt diese Wahrheit. Was an der urchristlichen Gemeinde die Heiden beunruhigt und zum Nachdenken gezwungen hat, das war viel weniger ihre Botschaft, als ihr Leben. „Sehet“, sagten sie, „wie sie einander lieben.“ „Sehet, welche Frauen die Christen haben.“ Man darf sehr wohl auch an die Heilsarmee denken. Ihre Theologie und ihre Methoden sind zum Teil seltsam, aber ihr Tun, ich meine: ihre Liebe, ihr Demut, ihre Tapferkeit im Dienste Gottes und der Brüder hat manchen erschüttert, den die feinste und glänzendste Theologie unberührt gelassen hätte. Ist es bei uns nicht eher umgekehrt? In der letzten Zeit sind das leuchtendste Beispiel für jene Wahrheit bekanntlich die Quäker geworden. Diese haben nun freilich auch eine tiefe und anziehende Lehre, aber der grosse Eindruck, den sie während des Krieges und nachher gemacht und womit sie beinahe die Ehre des Christentums gerettet haben, war doch ihr Tun, das wie ein Wunder wirkte und die Menschen auch gegen den grössten Radikalismus ihres praktischen Bekenntnisses entwaffnete.

Das alles liegt auch mir sehr am Herzen; ich stehe mit tiefer Beschämung davor. Aber ich will davon nicht weiter reden; es ist besser, jeder von uns rede davon mit Gott und mit sich selbst. Ich möchte sogar eher noch einen Trost hinzufügen: Wenn es eine ernste Tatsache ist, dass wir gleichsam die Sache Gottes durch unser Beispiel tragen sollen, so ist es auf der andern Seite eine ebenso grosse frohe Tatsache, dass die Sache Gottes, wenn wir ihr uns aufrichtig zuwenden, ihrerseits uns trägt, uns Kraft mitteilt, uns Siege über Schwäche, Egoismus und Leidenschaft, wie über andere, dunkle Mächte verleiht, die uns eine rein private Frömmigkeit nie gewährt; dass auch in dieser Beziehung das Wort gilt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen.“⁽²⁾

Von alledem habe ich also nicht geredet; meine Aufgabe war,

¹⁾ Matth. 5, 13 ff; 7, 16; Joh. 17, 19. ²⁾ Matth. 6, 33.

gewisse allergrösste Dinge hervorzuheben, die zugleich Probleme sind, gewisse typische Aufgaben und Schwierigkeiten, die gerade aus unserer Sache aufsteigen. Auch hierin sogar habe ich mich beschränken und manches weglassen müssen, was auch nicht unwichtig ist; ich nenne nur das A b s t i n e n z - und A s k e s e - p r o b l e m in seinen verschiedenen Formen. Ich hoffe aber, doch ungefähr das getroffen zu haben, auf das es ankommt, das wesentlich ist, und ich hoffe es umso mehr, als es im Grunde die ewigen Aufgaben und Fragen des Reiches Gottes sind, um die es sich handelt. Denn immer kämpft das Reich Gottes mit den Götzen der Welt und diese stellen sich immer dar als falsche Religion auf der einen Seite und auf der anderen als Egoismus, Mammonsdiens, Gewalt- und Machtstreben, Gebundenheit an die sinnlich-natürliche Welt.

11. Freiheit und Gebundenheit in der Mitarbeit.

Wir müssen uns aber an dieser Stelle überhaupt noch einmal grundsätzlich klar machen, auf welche Art und Weise wir durch unsere Lebensführung dem Reiche Gottes dienen können.

Handelt es sich nun etwa um einen Moralismus des Reiches Gottes, oder doch um eine Ethik desselben, um ein wohlgeordnetes System von Regeln, in die sein Tun zu spannen hätte, wer dem Reiche Gottes dienen will?

Nichts könnte falscher sein, als dies. Bedenken wir doch, dass dem Reiche Gottes dienen, wie wir immer wieder gezeigt haben, soviel bedeutet, als G o t t dienen und dass dieses bedeutet, aus Gott zu leben, statt aus der Welt. Nun aber ist Gott der L e b e n - d i g e. Nur wer an den Lebendigen glaubt, glaubt an sein Reich. Darum aber kann sein Dienst stets nur ein Lebendiges sein, ein Unmittelbares, nicht ein System. Gewiss ist sein Wille eindeutig, er will das Reich Gottes und das Reich ist eine sehr bestimmte Sache, es ist die Welt der fleischgewordenen Heiligkeit und Güte Gottes. Aber wie nun der Einzelne diesen Willen Gottes zu verwirklichen hat, das ist kein Gesetz und System, sondern Sache des allerindividuellsten, allerintimsten Verhältnisses zwischen Gott und ihm. Das ist Sache des G l a u b e n s — also eine unendliche Freiheit, in die niemand hineinreden darf, und ist Sache des G e h o r - s a m s — also eine unbedingte Gebundenheit, die sich ebenso sehr aller fremden Einsprache entzieht. In diesem Verhältnis muss ein Mensch einmal etwas n i c h t tun, was alle Welt für richtig hält und ein andermal etwas t u n, was alle Welt verurteilt. In diesem Sinne muss für den Dienst am Reiche Gottes inmitten von dessen alle bindender Wahrheit doch jeder gerade seinen Weg gehen. Das ist die Wahrheit, die wir als Vorzeichen zu allem setzen müs-

sen, was wir bisher vom Dienste am Reiche Gottes und von der Nachfolge gesagt haben. Es sei wohl beachtet!

Aber wie sollen wir diesen unsern Weg erkennen?

Ich antworte, und auch diese Wahrheit ist von ausschlaggebender Wichtigkeit: Wir müssen uns dabei jedenfalls vor allem **M a c h e n** hüten. Das wäre jener Aktivismus, gegen den heute so viel geredet wird, Wahres und Unwahres. Unser Tun muss vielmehr **M i t a r b e i t** am Werke Gottes sein. Das bedeutet, dass wir nichts tun sollen, als was Gott uns aufträgt. Gott aber spricht zu uns aus unserer Wirklichkeit, aus unseren Lebensumständen, unseren Verhältnissen, unserer bisherigen Lebensbahn. Hier müssen wir seinen Willen tun, hier seinen Ruf vernehmen — wenn dieser echt ist — hier glauben und hier gehorchen, wie uns von Abraham erzählt wird. Wenn wir das Reich im Herzen tragen, dann wird Gott dafür sorgen, dass unser Tun ihm dient, dann kann und soll alles ihm dienen, dann mündet das Bächlein unseres Tuns in den grossen Strom des Tuns Gottes und derjenigen Menschen, die ihm helfen; dieser Strom wird durch es gemehrt, aber dieses Bächlein empfängt seinen Lebenssinn von ihm. Wir müssen aufmerken, müssen wachen, müssen bereit sein — „bereit sein ist alles“ — aber wir brauchen wieder nicht zu sorgen, brauchen nicht zu hasten, zu zwingen — es ist Arbeit und Raum für Alle, und Gott hat Zeit.

12. Unser Licht leuchten lassen!

Damit ist vielleicht auch auf ein Bedenken geantwortet, das uns nun wohl beständig im Herzen zu schaffen gemacht hat. Wir sollen, wenn auch gewiss in einem bescheidenen Sinne, das Reich Gottes durch unser persönliches Leben tragen, Gottes Sache verherrlichen, unserer besonderen Sache Vertrauen schaffen. Liegt darin nicht etwas Bedenkliches? Wenn wir nun von der Schwere der Aufgabe absehen, ist es nicht schon eine Gefahr, wenn wir uns bewusst sind, dass wir Vorbilder sein sollten, dass wir beobachtet werden — oder gar werden wollen? Wird dadurch nicht alle Naivität, Unmittelbarkeit und Wahrheit unseres Tuns zerstört? Ist dann die Gefahr pharisäischen Hochmutes nicht ebenso gross wie die der Verzweiflung an dieser Aufgabe? Ist darum nicht sogar das Wort des Meisters: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen“ in einen gewissen Verruf geraten?

Liebe Freunde! Der Einwand ist sehr ernst zu nehmen. Hier drohte bei falschem Verstehen tatsächlich ein tödliche Gefahr. Aber es waltet freilich ein Missverständnis. **Selbstverständlich** soll all das, was wir gefordert haben, nein, was das Evangelium fordert, nicht um der Menschen willen geschehen, obschon es den Menschen dient, sondern um Gottes willen. Vor ihn allein haben wir uns

dabei zu stellen, nicht vor die Menschen. Nicht im Schaufenster soll unser Tun sich abspielen, sondern im Kämmerlein. So meint es ja doch der Meister, der in der Bergpredigt vor allem den Geist des Pharisäismus bekämpft und die Anweisung gibt, dass nicht nur das Gebet, das wichtigste Tun, sich im Kämmerlein abspiele, sondern auch das beim Almosen, dem Symbol alles Handelns auf die Menschen hin, die linke Hand nicht wisse, was die rechte tue. Das Wort von unserem Licht, das wir leuchten lassen sollen, ist selbstverständlich nur so gemeint. Der Meister redet hier, wie oft, paradox, lasset uns ihn mit Verstand hören. Alles, was wir genannt, gehört vor Gott und in die Stille, dann allein wird es leuchten.

Auch gehört zu dieser Wahrheit eine Ergänzung. Wir müssen, wenn wir Gott dienen wollen, oft so handeln, dass wir den Menschen anstößig werden, dass sie unser Tun nicht verstehen können. „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.“¹⁾ Damit ist von vorneherein ein Gegengewicht zu einem Tun geschaffen, das etwa das Lob oder doch die stille Anerkennung der Menschen eintragen könnte, und aller Versuchung zu religiöser Eitelkeit gewehrt. Das Verhältnis wird sich sogar so gestalten, dass gerade das, was an unserem Tun „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sein soll, den stärksten Anstoss gibt. Desto klarer wird die Regel, dass wir zunächst nur für Gott handeln dürfen, wenn wir seinem Reiche dienen wollen.

13. Tun und Gnade im Reiche Gottes.

Aber es erhebt sich im gleichen Zusammenhang noch eine letzte Frage, die ich nicht unbeantwortet lassen darf, wenn ich schweres Missverständnis so viel als möglich vermeiden will. Wer so grosses Gewicht auf das persönliche Tun derer legt, die auf das Reich Gottes warten, der erregt bei der heutigen Wachsamkeit besonders der Theologen in Bezug auf diesen Punkt unvermeidlich den Schein, als ob er meine, dass durch dieses Tun das Reich Gottes herbeigeführt, vielleicht sogar gemacht werden könne. Wir stossen damit wieder auf ein Thema der ersten Besprechung, der über unseren Glauben an das Reich Gottes, müssen ihm aber auch in diesem Zusammenhang einige Worte widmen.

Was bedeutet denn unser Tun für das Reich Gottes? Hängt dieses davon ab? Können wir es durch unsere persönliche Lebensführung fördern oder schädigen? Können wir es damit gar herbeiführen, es damit machen?

Um mit dem Letzten zu beginnen, so ist klar, dass wir nicht meinen, das Reich Gottes m a c h e n zu können. Das hat, entgegen den üblichen Reden über uns, nie jemand von uns geglaubt. Wir

¹⁾ Matth. 5, 10.

haben es immer gewusst und gesagt: Das Reich Gottes ist Gottes Gabe. Es ist Gottes Verheissung. Es ist „in keines Menschen Herz gekommen“ und keine Menschentat kann es machen; es ist Gnade. Es kommt ohne unser Verdienst; es kommt trotz unserer Sünden; es kommt als Wunder. Aber es kommt doch nicht ohne die Menschen. Denn es will ja unter den Menschen und in den Menschen herrschen. Darum muss es sich mit ihrem Herzen und Gewissen, ihrem Wollen und Tun verbinden; sonst kann es nicht wirklich werden. Es kann sich darum nicht auf der Erde niederlassen, wenn nicht Menschen daran glauben, darauf warten und sich darauf rüsten. Darum aber kommt eben doch auf die Haltung der Menschen sehr viel, in gewissem Sinne alles, an. Ihr Glauben und Hoffen haben die Kraft und Verheissung, das Reich auf die Erde herabzuziehen, wie ihr Unglaube und ihre Herzenshärte die Kraft, sein Kommen zu hindern. Das ist die ganz sonnenklare Meinung der Bibel und ebenso die Erfahrung aller Geschichte des Reiches Gottes. Treue, Reinheit, besonders auch unschuldiges Leiden, haben die Macht, im Einzelnen oder im Ganzen grosse Siege, grosse Durchbrüche des Reiches herbeizuführen. Einzelnen Erwählten ist besonders viel anvertraut. Wenn ein Moses, ein Jesaias, ein Paulus strauchelte, fiel, untreu würde, so hätte das für Gottes Sache auf Erden die schwersten Folgen; auf ihre Treue, ihren Gehorsam kommt ungeheuer viel an. Das Leben Christi selbst ist die höchste Offenbarung dieser Wahrheit. Sein Werk konnte nur getan werden, wenn er seinen Weg im vollendeten Gehorsam, vollendeter Reinheit, vollendeter Wahrhaftigkeit, vollendeter Liebe und vollendetem Vertrauen ging bis zum Ende; vom Ausgang seines Kampfes auf dem Berge der Versuchung, in Gethsemane, auf Golgatha hing der Verlauf der Geschichte des Reiches Gottes wie der Weltgeschichte ab.

Darum bleibt bestehen, dass das Reich Gottes als Gabe und Wunder der Gnade Gottes doch auch durchaus menschliches Tun ist und von menschlicher Haltung abhängig. Ich füge dem Gesagten noch den Hinweis auf die grosse Wahrheit hinzu, die einst Franziskus in dem Worte ausgesprochen hat: „Jeder versteht nur, was er tut,“ die zu seiner Zeit ein Kierkegaard und in unseren Tagen ein Tolstoi so gewaltig verkündigt haben, die aber durchaus auch der Meinung des Evangeliums entspricht: Wir können die Wahrheit des Reiches Gottes nur in dem Masse verstehen, als wir sie in unserem Leben verwirklichen.¹⁾ Die Wahrheit Gottes ist eine Sache der Existenz, nicht der Theorie, sie ist in diesem Sinne, trotz aller Objektivität, ja gerade um ihretwillen, unendlich subjektiv.

¹⁾ Vergl. z. B. Joh. 7, 16—17.

Gott weiss, warum er beides so zusammengebunden hat. Es bleibt dabei: Gott und Mensch arbeiten zusammen am Kommen des Reiches, zum Reiche gehört die Nachfolge und was Gott zusammengefügt hat, das soll die Theologie nicht scheiden.

Aber nachdem dies mit aller Kraft behauptet worden ist, soll noch einmal betont werden, dass dies die Gnade des Reiches nicht aufhebt. Im Gegenteil, so widerspruchsvoll, ja unlogisch das zu klingen scheint: auch das Tun des Willens Gottes ist Gnade — es stammt aus Gnade und ist Vollendung der Gnade. Wir können nur geben, was wir empfangen haben. Was wir aus uns selbst allein hervorbringen können, falls es so etwas überhaupt gibt, ist armselig. Wir können nur lieben, weil wir uns geliebt wissen; wir können nur vergeben, weil uns vergeben ist; wir können nur arm sein, weil wir reich sind; wir können nur sorglos sein, weil für uns gesorgt wird. Alles Tun im Dienste des Reiches Gottes stammt aus dessen eigenen Kräften, das Reich Gottes aber ist wie gesagt eine Gabe. Wir haben bei der Erörterung der Bergpredigt gezeigt, wie ihr einfacher Sinn eben darin besteht, dass sich darin die Orientierung des Tuns an Gott ausdrückt, im Gegensatz zu der Orientierung an der Welt. Gott aber ist für den Menschen immer Gnade. Auch sein Gericht ist Gnade. Am deutlichsten nun wird uns seine Gnade freilich im Wunder der Wunder, in der Vergebung der Schuld. Weil diese aber am Kreuze am deutlichsten hervortritt, so ist das Kreuz, zu dem die Auferstehung gehört, der Schlüssel zur Bergpredigt, entspringt an seinem Fusse die Kraft alles Tuns, das dem Reich Gottes entspricht und dient.

14. Die Quelle des Tuns.

Weil auf diese Weise Gott selbst der Urheber alles dessen ist, was wir durch unsere Lebensführung für seine Sache tun können, so ist auch die Frage beantwortet, die uns gewiss schon lange auf unseren Lippen liegt: „Woher nehmen wir die Kraft zu solchem Tun?“ Ich antworte: Wir werden zu solchem Tun fähig in dem Masse, als Gott wirklich und gross in uns wird. Darum ist das Eine, was not tut, dass wir zu ihm gehen, uns von ihm ziehen, uns von ihm bekehren lassen von der Orientierung an der Welt weg zu der Orientierung an ihn. Mit anderen Worten: Wenn wir dem Reiche Gottes dienen wollen, so ist der Weg und die Kraft dazu, dass wir dieses selbst in unser Herz aufnehmen. Dann wirkt es dort alles von sich selbst.

15. Der neue Weg der Bewegung.

Und nun, liebe Freunde, möchte ich zum Schlusse wieder an den Punkt zurückkehren, von dem ich ausgegangen bin. Ich bin

ausgegangen von der Tatsache, dass unsere Bewegung die Aufgaben und Fragen der persönlichen Lebensführung vernachlässigt habe. Wir liessen es noch etwas unentschieden, ob das ein Nachteil oder ein Vorteil gewesen sei. Dass es auch ein Vorteil gewesen sei, habe ich zu zeigen versucht. Aber nun möchte ich zum Schlusse doch betonen, dass wir jetzt einen Schritt weiter tun sollten auf unserem Wege. Jene Einseitigkeit hat unsere Sache doch auch zu schwerem Schaden gereicht. Ich habe angedeutet, dass dieses zweite Thema von den Veranstaltern der Konferenz auch durch die Beobachtung gewisser schwerer Mängel unserer Bewegung aufgedrängt worden ist. Darf ich einige dieser Mängel offen nennen? Vielleicht kann ich sie am kürzesten aussprechen, wenn ich an jenes Wort anschliesse, der bedeutsamerweise gerade Paulus, der Vorkämpfer des Glaubens, gesprochen hat: Wir haben bisher wohl stark den Glauben und die Hoffnung betont, aber die Liebe, die grösste unter ihnen, nicht in gleicher Masse.

Wie kann ich das meinen? Die Veranstalter der Konferenz sind ausgegangen von der Beobachtung, dass wir Religiös-Sozialen oft so auffallend unsozial seien, so wenig Gemeinschaftsgeist und Gemeinschaftsgewissen hätten. Der am meisten tragische Beweis dafür ist die bekannte grosse Spaltung, die sich unter uns vollzogen und die unserer Sache so schwer geschädigt hat. Sie ist trotz aller Unterschiede in der Auffassung dieser Sache doch nur möglich gewesen, weil der Glaube stärker war als die Liebe und die Theologie wichtiger als die Bruderschaft in Christus. Aber diese Spaltung ist nicht die einzige geblieben, wenn es auch die schlimmste und offenkundigste war. Immer wieder bröckeln wir auseinander, drohen in kleine Kreise und Gruppen zu zerfallen, die einander fremd werden. Jeder dieser Kreise hat eine gewisse Neigung, wieder sein eigenes Leben zu führen, seine Sache für die Wichtigste zu halten und die grosse gemeinsame zu versäumen. Wir reden zu wenig mit einander, arbeiten zu wenig mit einander, helfen zu wenig einander, ja wir müssen oft froh sein, wenn wir einander nicht hemmen und schädigen, und das tun gerade wir, die wir doch neue Gemeinschaft unter den Menschen verkündigen! Spotten wir damit nicht unser selbst und machen unsere Sache zum Spott? Wir müssen uns oft wundern, wenn in Bewegungen, die doch bei weitem nicht etwas so Grosses und Reines vertreten wollen, wie die unsrige, sich manchmal so viel mehr Einheit, so viel mehr Eifer, so viel mehr Opferfähigkeit, so viel mehr Bekennermut kund zu tun scheint. Nicht etwa, dass diese Dinge unter uns fehlten; es wäre schweres Unrecht, dies zu behaupten. Es gibt auch unter uns ergreifende Beispiele von Eifer für die gemeinsame Sache, von Hingebung und Treue.

Daneben aber gibt es so viel egoistische Eigenbrödelei, so viel Gleichgültigkeit und auch etwa grosse, wehtuende Untreue, die unsere Sache lähmt. Hier muss etwas nicht in Ordnung sein und zwar im Zentrum. Dieses etwas müssen wir herausfinden und überwinden.

Aber dieser Mangel spielt auch für das ganze öffentliche Auftreten und Wirken unserer Bewegung eine äusserst erschwerende Rolle. Es fehlt auch hier manchmal jenes Etwas. Lange, lange schon spüre ich es schmerzlich und ringe um Abhilfe. Was ist es? Darf ich es ganz einfach sagen: Wir sind bis jetzt unserem Volke und der Gemeinde der Gläubigen und Ungläubigen überhaupt noch zu wenig evangeliumsmässig entgegengetreten und das heisst: zu wenig als Vertreter der Liebe. Nicht etwa, dass es uns ganz an Liebe gefehlt hätte. Es wäre wieder ein schweres Unrecht, wenn man dies behaupten wollte. Wir wollen auch gegen uns selbst nicht ungerecht sein. Unser ganzes Wollen und Kämpfen und Leiden hatte ja doch wohl zur Quelle die Liebe, die Liebe zum Volk, die Liebe zu den Brüdern, die aus der Liebe Christi zu uns kam. Aber ich meine trotzdem, diese Liebe sei als solche doch noch zu wenig greifbar hervorgetreten, sie habe sich einerseits zu stark als religiöse Lehre, anderseits zu stark als Busspredigt und Kampf gezeigt, sie sei noch zu wenig im Sinne Pestalozzis, des Franziskus, der Heilsarmee, der Quäker, zu wenig unmittelbar, laienhaft, volkstümlich, hilfreich, gütig, barmherzig, zu wenig als Evangelium hervorgetreten.

Und das scheint mir nun die Wendung zu sein, die unsere Sache nehmen will und nehmen muss: Sie muss noch mehr als persönliche Haltung ihrer Träger hervortreten. Wir müssen zunächst untereinander mehr Brüder und Genossen werden. Nicht dass ich meinte, wir sollten uns äusserlich enger an einander schliessen im Sinne einer Organisation oder gar einer Sekte. Das Gegenteil ist meine Meinung und mein Wunsch: wir gehören in die Welt und sollen nur immer tiefer hinein. Nur um dies mit der grössten uns möglichen Kraft tun zu können, sollten wir selbst uns mehr berühren. Ich denke mir immer noch, dass wir äusserlich von einander ganz unabhängige kleine Gruppen über das Land hin bilden müssen, die keiner Partei und keiner Richtung verschieden sind, sondern bloss verbunden in einem besonderen Glauben und Hoffen und zu einem bestimmten Dienst. Es müssen Herdfeuer sein, welche die Wärme eines neuen Lebens verbreiteten. An diese Herdfeuer muss sich jeder setzen können, den der Geist dieser Familie anzieht. Denn eine grosse Familie muss es sein, eine ganz freie neue Gemeinschaftlichkeit. Also gewiss keine Sekte

wollen wir sein; statt selbst eine neue Sekte zu bilden, möchten wir vielmehr das Sektentum der Welt überwinden helfen. Auch nicht eine Gemeinschaft im Sinne einer besonderen Organisation wollen wir sein, sondern Gemeinschaft in der Welt schaffen helfen. Aber in dieser Form sollte noch mehr Bekümmerung um einander, noch mehr Opferbereitschaft für einander, noch mehr gemeinsame Arbeit sein, noch mehr Selbstverleugnung, noch mehr wirklicher Sozialismus, noch mehr Bruderschaft.

Ich glaube an den Segen der Gemeinschaft. Vereinzelt werden wir schwach und arm, die Flamme unseres Glaubens und Liebens wird in der Einsamkeit matt — wie wird sie aufleuchten in mehr Gemeinsamkeit! Ich meine, dass in solcher Gemeinsamkeit vieles möglich wäre, was unmöglich ist, wenn wir isoliert bleiben. Haben wir diesen Segen der Gemeinschaft nicht oft gespürt, wenn wir beieinander waren? Wir sollten aber immer beieinander sein. Ihr versteht, was ich damit meine. Was hätten wir während des Krieges und nachher der Welt sein können, wenn wir diesen Zusammenhalt gehabt hätten, wenn die Kraft der Liebe und Hingabe aus uns gestrahlt hätte, wie sie aus den Quäkern strahlte! Wenn wir dieses Allergrösste nicht genug gehabt haben, was war daran schuld? Vielleicht doch, liebe Freunde, dass unsere Sache wichtiger war, als Gottes Sache. Darum waren wir so empfindlich, so eifersüchtig, so sehr zum Weggehen oder zur Sonderung geneigt. Unsere Sache war zu wenig im rechten und zu viel im falschen Sinne persönlich. Gewiss zeigten sich an unserer Sache, so wie sie unter uns vertreten wurde, grosse Mängel; gewiss hafteten und haften noch an uns Allen individuelle Fehler, Einseitigkeiten, Menschlichkeiten. Wenn wir auf diese schauen, so entleiden wir uns und entleidet uns die Sache bald; so kommen wir auseinander, gehen unsern persönlichen Liebhabereien nach, nehmen diese zu wichtig und vergessen das Gemeinsame. Da gibt es nur eine Hilfe: der freie Zwang Gottes, der über uns ist, der grösser ist als unsere Mängel und Tugenden und in dem alle Ueberempfindlichkeit und Uebersubjektivität untergeht. Es gibt auf Grund einer sensitiven Subjektivität keine Gemeinschaft im tieferen Sinne des Wortes. Die Subjektivität (in diesem Sinne) trennt. Es muss etwas Uebersubjektives, Bindendes, Heiliges da sein, wo eine Gemeinde entstehen soll. Gott allein, der Gott, der über uns ist und unter uns, schafft solche Gemeinschaft.

In diesem Geiste zu neuer Freudigkeit und Stosskraft gesammelt, gingen wir an Kampf und Arbeit in der Welt. Die Einen, die dazu gerufen wären, gingen nach wie vor in die sozialistischen Organisationen, in Partei, Genossenschaft, Gewerkschaft, Bildungsarbeit, bereit zum Dienen und auch zu dem Leiden, das nicht ausbleibt; die Andern an die Stätten der Not und des Lasters; die Dritten in die

Arbeit einer neuen Volksbildung, besonders die, welche den missverständlichen Namen der Volkshochschule trägt. Wenn ich von dieser letztern nur ein einziges besonderes Wort sagen darf, so möchte ich erklären, dass ich sie als eine der besonderen Aufgaben und Gelegenheiten unserer Bewegung betrachte, weil ich meinerseits sie im Sinne Pestalozzis verstehen möchte, nicht als eine neue Form von Schule oder Lehrmethode, sondern als Suchen neuer Gemeinschaft aus neuem sozialem und religiösem Lebenssinn, als neue Liebe von Mensch zu Mensch und aus der Liebe quellendes neues Verständnis. Und so würden wir den Kampf um soziale Gerechtigkeit und Frieden auf Erden kämpfen in jener neuen, persönlichen, menschlichen, über alle Parteilosungen hinausführenden, evangeliumsmässigen Art, welche äusserste Schärfe und äusserste Herzensweite vereinigte in der mit Glauben und Hoffnung verbundenen und sie krönenden Liebe. So würden wir, um dies Grosse nur noch einmal anzudeuten, uns vor allen in die Tiefen begeben, zu den Brüdern und Schwestern in Not und Sünde.

Liebe Freunde! Der Weg unserer Sache, den ich anzudeuten versucht habe, scheint mir der Weg in die Zukunft zu sein. Ich bin tief überzeugt, dass er die kommende Erweckung der Christenheit bezeichnet. Auf ihm werden sich das, was man Sozialismus nennt und das, was man Christentum nennt, in jenen Höhen zusammenfinden, welches wir Reich Gottes nennen. Hoch über all der Not und Verheissung, all dem Dunkel und Chaos, aber auch all der Sehnsucht der Welt, hebt sich der Weg empor, über dem die zwei Worte leuchten: das Reich und die Nachfolge. L. R a g a z.

Aussprache

Der Vegetarismus.

Vorbemerkung der Redaktion. Ich glaubte, die Aussprache über das Wort: „Du sollst nicht töten“ werde besser abgeschlossen, weil sie mir auf ein falsches Geleise zu geraten schien, ohne natürlich solchen, die sich gern noch dazu geäussert hätten, das Wort abschneiden zu wollen. Es zeigt sich nun aber, dass der Vegetarismus sich zu ungestüm zum Worte meldet, als dass man ihn einfach ignorieren könnte. Tatsächlich beobachten wir ja auf Schritt und Tritt, was für eine Macht die auf die sog. Lebensreform gerichteten Bestrebungen aller Art über viele Gemüter haben; eine Macht, die meines Erachtens nicht nur Gutes, sondern auch Schlimmes wirkt. Eine ernsthafte und freundschaftliche Erörterung dieses Themas ist also schon am Platze. Ich hoffe, dass sie zu einer wirklichen Abklärung führen werde und hoffe zu diesem Zwecke, dass wir nicht bloss unsere feststehenden Dogmen vertreten wollen, die wir um keinen Preis zu lassen gesonnen sind, zu denen wir vielmehr bloss die Andern auch bekehren möchten, sondern dass es uns aufrichtig um die Wahrheit zu tun sei.